

Unterhaltungs-Beilage

des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 80.

Dienstag, 3. April.

1928.

(A. Fortsetzung.)

Schüsse in Schanghai.

Roman von Alfred Schönlauer.

(Nachdruck verboten.)

Als sie heute eintrat, nahm er ihre Hand in seine kühlen, zitternden Finger, presste gewaltsam den Ballen des Aufstiegs hinunter, der sperrend in seiner Kehle aufstieg, und fragte heiser mit seiner geborstenen Stimme:

„Nun, was macht Seine Respektabilität?“

„Wen meinen Sie?“ lachte Jia, gefasst auf einen seiner boshaften Späße.

„Das verfluchte Dinkelsch.“

Sie entzog ihm die Hand. „Meinen Sie Mr. Ryan?“ fragte sie scharf.

„Jawohl, den meine ich.“

Sie warf sich in einen Stuhl, kreuzte die Beine, zog den kurzen Rock über die Knie und entgegnete trohig: „Ich verbiete Ihnen, in diesem Tone von meinem Cousin zu sprechen.“

Er setzte sich ihr gegenüber. „Verzeihen Sie, ich wußte nicht, daß William Tabu ist.“

„Was ist Tabu?“ fragte sie rasch versöhnt.

„Heilig — unberührbar — unnennbar.“

„Mr. Ryan ist durchaus nicht heilig, unnennbar und unberührbar.“

„Letzteres wahrscheinlich am wenigsten“, raunte er verbissen.

„Wie bitte?“

„Nichts.“

„Jedenfalls dulde ich nicht, daß Sie ihn verspotten.“

„Also doch!“

„Also doch, was?“

„Bei Ihrer ausgesprochenen Liebe zu Antiquitäten“, er zeigte auf die Schränke mit seinen China-Altertüchern, „dürfte mich das ja nicht wundern.“

Sie beugte sich zu ihm vor.

„Wovon reden Sie? Was meinen Sie eigentlich?“

„Spielen Sie mir keine Komödie vor! Sie wissen so gut wie ich, daß diese englische Würde Sie liebt.“

Da lachte Jia jungmädchenhaft heraus.

„Mr. Ryan mich lieben! Mein guter Jwan Filkin, Sie sind nicht bei Troste. Er könnte mein Vater sein!“

„Na — und?! Auch Väter haben bisweilen solche Momente.“

„Reden Sie doch keinen Unsinn. Mr. Ryan ist mein väterlicher Freund. Wie kommen Sie auf diesen absurden Gedanken.“

„Fürchtbar einfach. Ich stromerte vorgestern durch den Fesfield-Park. Da sah ich Sie mit ihm.“

Jia nickte.

„Und sah, wie er Sie beäugte. Was er sagte, konnte ich leider nicht hören. Die Zikaden schrien zu laut.“

„Ich kann es Ihnen ja sagen, wenn Sie so reges Interesse an unserer Unterhaltung haben. Wir sprachen über Teesorten und Teepreise. So, nun wissen Sie es. Und wenn Mr. Ryan dabei so verliebt ausgesehen haben sollte, galt seine Liebe dem Tee, nicht mir. Mr. Ryan mich lieben! Pöcherlich. Sie scheinen nicht zu wissen, wie alt er ist.“

„Genau.“

„Na also! Aber nun lassen wir den Nonsens. Er-

zählen Sie mir lieber von Ihren Reisen. Dann sind Sie am erträglichsten.“

Bei jedem ihrer Besuche berichtete er von den weiten Wanderungen, die er durch ganz Ostasien in seinen guten Jahren unternommen hatte. Er verbiß sich in diese Erzählungen, sich abzulenken, seine Leidenschaft zu betäuben.

Er hörte nicht ihre Worte. Er starrte gebannt auf ihre schlanken Beine in den beige-schwarzen Strümpfen. Er hob sich halb aus dem Stuhle. Er wollte sich vor ihr niederwerfen und kommen lassen, was kommen mußte. Da rettete sie der Boy. Er brachte den Tee. Filkin kam zur Besinnung.

Als sie wieder allein waren, fragte er mit verzerrten, blauen Lippen:

„Nun, Sie große Tee-Exporteuse, welche Sorte Tee ist das?“

Sie roch, kostete. „Wunderbar“ rief sie und zuckte die Schultern. „Ich habe noch keine blasse Ahnung. Aber Mr. Ryan könnte es Ihnen sofort sagen.“

„Schade“, spottete er erbittert, „daß wir Ihr vergöttertes Orakel nicht zur Stelle haben. Aber die Sorte könnte er auch nicht bestimmen. Die gibts nicht im Handel. Die habe ich einmal in Peking von der großen alten Kaiserin zum Geschenk erhalten. Es ist der Tee von einem Strauch, der ehemals nur für den Kaiser von China gepflanzt und gehegt wurde.“

„Den haben Sie noch?“

„Jawohl, er wird bei mir aber nur serviert, wenn Kaiserinnen geruhen, meine armselige Schwelle zu überkreuzen.“

„Ho — ho!“ wehrte sie lachend. „Sieh mal einer an, Sie können ja auch Komplimente machen! Ich dachte, Sie könnten nur bissig sein. Und nun seien Sie brav und erzählen Sie. Denn dann habe ich Sie lieb. Dann erscheinen Sie mir innerlich groß und weit wie die Länder und Meere, die Sie befahren haben.“

Er sah sie lange durchdringend an. Er hatte nur ihr harmloses, unbedachtes Bekenntnis gehört: dann habe ich Sie lieb. Es wuchs in seiner kranken Phantasie ins Riesenhafte.

„Erzählen Sie“, drängte sie und sog das blumig duftende Aroma des Tees ein mit geschlossenen Augen.

Er erwachte.

„Ja“, sagte er leise, nachdenklich, „man macht weite Reisen nicht nur über Land und Meer. Man reist gewissermaßen auch in sich.“

„Ich verstehe“, flüsterte sie gebannt.

Er fuhr fort: „Auf der See, unter dem gewaltigen dunklen Dorn des Nachthimmels, wölbt sich auch hoch und weit unser Denken und Begreifen. Die Sterne in ihrer Unendlichkeit öffnen Fernen in unserem Hirn — man ahnt Dinge, die uns sonst im Alltag verschlossen bleiben. Plötzlich fällt einem ein: ja, ja, dieses All, davon haben wir einen blassen, vagen Begriff. Aber was liegt dahinter?! Gibt es nur dieses All? Oder dahinter noch andere Weltalle. Nicht Sterne nur, — nein, noch andere Univerfa. Und wenn, welcher Art sind sie? Ich weiß nicht — —“

„Doch — doch — ich folge. Sprechen Sie weiter.“
 Er lehnte sich lässig in den Sessel zurück.
 „Es ist schwer, diese bedrängenden Fragen einer sternklaren Seennacht in Worte zu fassen. Aber eins ist sicher: man wird klein und seiner Richtigkeit bewußt in solcher Meeresnacht.“

„Ich habe es empfunden auf meiner Reise hither“
 flüsterte Isa bewegt.

Er räusperte sich und sprach ruhig weiter.

„Wenn man das Leben vieler Völker beobachtet, wird man bescheiden. Man sieht, auch hinter dem Berge wohnen Menschen, primitive Menschen, mit unseren hochgepriesenen Errungenschaften, Wünschen und Sehnsüchten. Sie sind also gar nichts Besonderes, Eigenartiges, diese Elemente unserer „Kultur“. Man sieht tausendfältige Sitten, die zur Überlegung und zum Nachsinnen herausfordern. Warum leben diese Leute so? — Warum gilt ihnen dies als heilig, jenes als unwürdig, als gemein? Man legt alle Überheblichkeit ab, allen Stolz auf seine Rassenherrlichkeit. Denn in einem kleinen chinesischen Dorf triffst du auf einen zerlumpten, armseligen buddhistischen Priester mit einer so erlauchten Klarheit der Erkenntnis, so unerhört reiner Menschlichkeit und Größe des Denkens —“

Plötzlich brach er ab. „Ach Quatsch! Da sitze ich und doziere Ihnen wie ein aufgepflasterter Professor.“

Sie blickte ihn sinnend an. Er bemerkte kleine verzinkelte Sommersprossen über der Wurzel der geraden, feinen Nase, Spuren der ostasiatischen Sonne. „Wie hübsch“, dachte er, „wie pitant! Dieses Allgemeinmenschliche macht sie trauter und irgendwie zugehöriger zu uns Erdenbewohnern.“

„Ein seltsamer Mensch sind Sie“, sagte Isa laut vor sich hin. „Manchmal denke ich, Sie schämen sich der Tiefen, die in Ihnen sind.“

Er lachte bitter auf. „Sie überschätzen mich, mein Fräulein. Scham habe ich schon lange verlernt. Aber jetzt sollen Sie Ihre Erzählung haben.“

„Au fein!“ rief sie burlesk und setzte sich in behagliche Lauscherbequemlichkeit.

Er legte die Hand über die Augen und dachte nach. In seinen Ohren sang das erhitzte Blut. Ruhe, dachte er, Ruhe! Noch eine Weile ihre Nähe genießen. Dann die Bombe schleudern und in alle Winde versprühen. Er suchte in seiner reichen Erfahrung. Sie saß mäuschenstill, ihn nicht zu stören. Endlich fragte er und legte die Hand auf das Knie.

„Was denken Sie von dem Thema: Der Haifisch als Hüter der irdischen Gerechtigkeit?“

„Sehr viel“, lächelte sie mit Kindererwartung in den Augen.

Ohne Übergang begann er:

„Es ist lange her. Damals liebte ich diese chinesischen Djunken. Kennen Sie die?“

„Aber natürlich. Ich sehe sie doch täglich zu Hunderten auf dem Whangpoo.“

„Ich habe erkannt“, sagte er leise, „daß wir Dinge, die wir täglich zu Hunderten sehen, eigentlich nie sehen. Gehen Sie einmal zum Whangpoo und betrachten Sie voll Liebe eine dieser Djunken. Dieses riesige, zerfetzte, tausendmal geflickte Segel, dieses knisternde, uralte, vermoderte Holzwerk, diese geniale, verblühene Bemalung des Stevens. Und dann sagen Sie mir, ob Sie je etwas Majestätischeres und Großartigeres gesehen haben als dieses Wunder an Schönheit in diesen unsterblichen Linien von Schiff und Segel.“

„Ich werde gehen“, sagte sie schlicht gehorsam.

Er sprang auf, ging mehrmals durchs Zimmer, wandte gewaltsam den Blick von ihrem Kopfe, der ihn in seiner dunkelblonden Leuchtkraft magnetisch anzog, und begann wieder zu erzählen.

„Auf solch einer alten, raunenden Djunk fuhr ich damals hinaus ins Gelbe Meer. Innen ist solch ein Schiff sauber. Man liegt und sitzt unter dem gewölbten Bastdach auf reinen japanischen Matten. Wir fischten. Und fingen einen Hai.“

Er machte eine kleine Pause, ehe er fortfuhr: „Was ich Ihnen erzähle, ist auf Ehrenwort wahr.“

Sie nickte ungeduldig.

„Also wir fingen diesen Riesenhai. Und als man

ihn an Bord aufschleppte — alles Seevolk hegt einen fanatischen Haß gegen den Hai und reißt ihm bei lebendigem Leibe das Eingeweide heraus — fand man in seinem Magen einen Pack dünnes Briefpapier.“

„Ach —!“

Er erhärtete. „Briefpapier. Durchnäht natürlich, beschmiert, aber sonst unversehrt. Wir legten die einzelnen beschriebenen Bogen auf dem Deck in der Sonne zum Trocknen aus. Dann entzifferte ich sie. Es war Englisch. Ein Goldgräber aus Alaska fuhr mit einem Segelschiff, der Brigg „Nancy“ von Seattle nach Schanghai. Sein Gold hatte er an Bord. Irgendwie hatte die Mannschaft dies herausgefunden, vielleicht hatte er es selbst verraten. Jedenfalls trachtete die ganze Sippe, Kapitän und Matrosen, dem armen Teufel nach dem Leben. Und nun tat er etwas, was ich so gut verstehe. Er schrieb seine Not heraus, er gestalte sie hinein in eine Art Tagebuch. In den einsamen Nächten voller Todesangst — voller Verlangen nach dem Leben —“

(Fortsetzung folgt.)

Ein heißer Ritt in kalter Winternacht.

Von Hugo von Köller.

Wir waren gute Freunde, mein Fuchshengst und ich. Das brave Tier kannte und liebte seinen Herrn, und wenn ich auf ihm im Sattel saß, fühlte ich mich wohlgeborgen. Manch' wilden Ritt hatte ich schon auf ihm in den weiten Steppen der bulgarischen Dobrudscha gemacht, Haken auf jagdbares Wild und Raubzeug aller Art geritten. Aber auch sonst leistete er mir stets die treuesten Dienste. Wenn ich von meinem Gut Murzankieu aus in die Umgegend weite Ritte unternahm und erst nachts heimkehrte, konnte ich mich ruhig einem kleinen Schlummer im Sattel überlassen, ich wußte, daß mein Fuchshengst mich sicher bis vor meine Haustür brachte.

Im Winter war es auf meinem Gut recht einsam und besonders die langen Abende waren schwer mit unterhaltenden Beschäftigungen auszufüllen. Da besuchte ich dann häufig bulgarische Besitzer in der Umgegend, oder ich ritt nach Dobritsch, der sogenannten Hauptstadt der Dobrudscha, — damals noch ein elendes Nest —, wo aber wenigstens einige gebildete Menschen zu finden waren.

Einnmal hatte ich mich dort länger als gewöhnlich aufgehalten und in dem, von den Honoratioren besuchtem Gasthaus mit einigen Bekannten dem ausgezeichneten Landwein kräftig zugesprochen. Es war bereits zehn Uhr vorüber, als ich mich auf meinen Fuchshengst schwang um den Heimweg anzutreten. Stodfinster war die Nacht, die Wege in übelstem Zustand, da nach der Schneeschmelze wieder starker Frost eingesetzt hatte. Ich ritt deshalb quer durch die Steppe. Die Strecke bis zu meinem Gutshof betrug etwa 20 Kilometer. Etwa die Hälfte des Weges hatte ich, wo es irgend möglich war, in flotterer Gangart zurückgelegt; da wurde es wegen der vielen kleinen trodenen Dornbüsche, mit denen die Steppe hier bedeckt war, in der herrschenden Dunkelheit doch ein zu unsicheres Reiten. Ich ließ mein Pferd in Schritt fallen. Dabei wurde ich bald müde und war nach einigen Minuten eingestürzt. Ich durfte ja dem Hengst die Fürsorge für mich überlassen, er brachte mich sicher nach Hause.

Wie lange ich schon geschlafen, und wo wir uns befanden, wußte ich nicht, als ich plötzlich aufgeschreckt wurde dadurch, daß mein Pferd einen mächtigen Seitensprung machte und vom Fleck weg in gestrecktem Galopp vorwärtsrauste. Durch diese unerwartete Erschütterung wurde ich derart überrascht, daß ich fast aus dem Sattel gestiegen wäre. Ehe ich noch darüber nachdachte, was vorgefallen sein könnte, fakte ich instinktiv die Zügel kürzer und setzte mich in Renneiß, um dem Pferde den langen Sprung zu erleichtern. Darüber war ich mir sofort klar, daß mein braves Tier sich nicht ohne Grund derartige Extravaganzen erlaubte. Der Gaul verstärkte ganz von selbst immer mehr das Tempo, er war augenscheinlich in größter Angst. Der Wind pfliff mir um die Ohren, so daß ich nichts hörte als den Hufschlag des Pferdes, sehen konnte ich nicht die Hand vor Augen.

In solchen Momenten soll man den Tieren, die ihrem Instinkt folgen, den Willen lassen und sie nicht behindern, besonders wenn man nicht weiß, worum es sich handelt. Trotz der Unebenheiten im Terrain ließ ich den Hengst laufen, und in gestreckter Karriere flog er dahin. Glücklicherweise war er so sicher auf den Beinen, daß er nicht strauchelte. Allmählich sammelte ich nun meine Gedanken und überlegte, was diese

wilde Jagd in stockbunter Nacht zu bedeuten haben könnte. Da bekam ich von meinem Fuchs selbst die Aufklärung. Ich fühlte, daß er mehrere Male sehr heftig nach hinten ausschlug. Da wußte ich, daß wir von Wölfen verfolgt wurden! Ich horchte aufmerksam nach rückwärts und vernahm nun auch das Laufen und Zagheln der Bestien hinter uns. Mein armes Pferd! war mein erster Gedanke. Meinen Revolver herausreißen, mich im Sattel herumdrehen und in die Finsternis hineinschauen, war das Werk eines Augenblicks. Ich war damals ein recht guter Reiter und sehr gewandt auf dem Pferde.

Die Wölfe schienen vor den Schüssen zurückgeschreckt zu sein, mein Döngst galoppierte ruhiger. Aber noch keine Minute dauerte die Atempause, da ging die wilde Jagd wieder los. Mein einziger Gedanke war, mein Pferd gegen einen Angriff der Bestien zu schützen, von denen ein Sprung auf seine Kruppe jeden Moment zu erwarten war.

Ich mochte nun wohl schon auf meinem Grund und Boden sein, und zwar auf der Höhe einer kleinen Waldparzelle, die nur etwa ein halb Kilometer von meinem Gut entfernt lag. Ich feuerte die letzten Patronen aus meiner Pistole, da sah ich zu meiner Freude auch schon die Lichter von Murzantien vor mir. Jetzt setzte ich die weitgeschallende Trillerpfeife an den Mund und piffte so stark ich konnte. Diese Pfeife war das Signal für meine 65 mächtigen Hunde, die nachts das Gehöft gegen Wölfe zu schützen hatten. Wie eine wilde Horde kamen die kampfbereiten Tiere mir entgegengeflüht, aber die Wölfe hatten sich bereits gedrückt, und zwar, wie ich bestimmt annahm, in die erwähnte Waldparzelle. — Na wartet, dachte ich bei mir, morgen sprechen wir uns! Vorläufig aber atmete ich erleichtert auf. Es war ein recht ungemütlicher, aufregender Ritt gewesen, und ich muß gestehen, daß ich selten so dankbar und zufrieden in Murzantien aus dem Sattel gestiegen bin wie in dieser Nacht.

Der Fuchs war schweißbedeckt, er lahnte auf dem linken Hinterfuß. Bei Laternenschein stellte ich fest, daß er oberhalb der linken Fessel aus einer ziemlich tiefen Wundwunde schweißte. Also hatten die Wölfe tatsächlich den Versuch gemacht, das Pferd zu Fall zu bringen. Ich streichelte das schöne Tier und versprach ihm, ich würde ihn rächen. Der Rutscher mußte die Nacht hindurch bei dem Pferde wachen und die Wunde nach meinen Vorschriften kühlen.

Ich selbst aber saß noch stundenlang vor meinem Gewehrschrank und präparierte mit allerhand Instrumenten Dumdum-Geschosse.

Am frühen Morgen des nächsten Tages ging ich rache-durstig mit der Büchse nach der Waldparzelle, stellte mich am Südrande an, wo die Wölfe stets nach dem großen Walde hinüberzuwechseln pflegten, und ließ von einigen Arbeitern von Norden her treiben. Ein Wolf brach zu früh aus dem Treiben aus und kam in der glatten Steppe auf mehr als 200 Schritt Entfernung bei mir vorüber. Ich schoß trotzdem, bekam ihn aber leider nicht. Der zweite Wolf ging in voller Flucht, aber bedeutend näher bei mir über. Ich hatte Zeit, ruhig zu zielen. Als ich absog, machte er einen wunderbaren Raketenflug und wurde erheblich langsamer. Also — waide-wund! Von meinem Stand bis zum Anschuß stellte ich etwas über 100 Meter Entfernung fest. Die Schweißflurte führte noch etwa eineinhalb Kilometer weit bis an den Rand meines großen Waldes. Da hatte sich die schwer waidwunde Bestie niedergelassen. Der Einschuß war ganz klein, der Ausschuß dagegen ungeheuerlich; die ganze linke Flanke war aufgerissen, so daß das Gescheide herausquoll. Um ihn von seinen Leiden zu erlösen, fing ich ihn mit dem Jagdmesser ab.

Dann kehrte ich mit einem Gefühl der Befriedigung nach Hause zurück, — mein Fuchshenast war gerächt!

Weisheit aus dem Osten.

Türkische, arabische, indische, chinesische und japanische Sprüche.

Von Max Havel.

Der Höfliche lernt Höflichkeit vom Unhöflichen.

Durch Geduld wird aus dem Maulbeerblatt Seide.

Wenn jemand einen Stein nach dir wirft, wirf Baumwolle nach ihm.

Die Zunge hat keine Knochen, aber sie bricht Knochen.

Vom rechtmäßigen Eigentum nimmt der Teufel die Hälfte, vom unrechtmäßigen das ganze und den Eigentümer dazu.

Bagdad ist für Liebende nicht weit.

Der Herr des Hauses ist der Gast seines Dieners.

Das Nest des blinden Vogels baut Gott. (Türkisch.)

„Wer in sein Vaterhaus traten, hat das Maultier.“
antwortete: „Das Pferd ist mütterlicherseits mein Onkel!“

Ein Kluger lernt aus dem Gesicht eines Narren mehr als aus den Reden eines Gelehrten.

An einem Tage das Rechte tun, wiegt sechzig Jahre Gehet auf.

Wer gegen die Schöpfung gütig ist, gegen den ist Gott gütig.

Die Glieder des Menschen sind die Waffen Gottes: mit jedem von ihnen kann er ihn erschlagen.

Diese Welt ist ein Schlaf, die kommende Welt das Erwachen.

Nahrung, die nicht verdaut wurde, verzehrt den, der sie verzehrte.

Gott ist in den besten Gedanken, den wahrsten Worten und aufrichtigsten Handlungen. (Arabisch.)

Wie eine glänzende Blume ohne Duft, so sind die Worte desjenigen, der nicht handelt wie er spricht.

Tue das eine Ding, das eine Ding, was not tut: tue das Gute, denn das Gute tut not! Und tue es heute, denn es tut heute not!

Wenn der Edelstein am Fuße und das Glas am Haupte getragen wird, so bleibt doch der Edelstein Edelstein und das Glas Glas.

Die Fehler der Magd werden durch sieben Hülsen verdeckt, die Fehler der Herrin sieht man durch die erste.

Die Brust des Weisen ist das Grab der Geheimnisse.

Lege den Zorn an die Kette, sonst legt er dich an die Kette.

Die Gedanken seines Herzens sind der Wohlstand eines Menschen.

Gute Taten werfen ihre Schatten aus der Menschenwelt in die Welt der Engel.

Die Seele sucht im Körper nur Obdach, aber keine Heimat. Selbstbeherrschung versteht den Menschen unter die Götter. (Indisch.)

Diejenigen, welche wissen, sprechen nicht. Diejenigen, welche sprechen, wissen nicht.

Es ist die Weisheit des Himmels, nicht zu sprechen, und doch wird ihm Antwort.

Wer kein Verdienst für sich in Anspruch nimmt, von dem wird es niemals genommen werden.

Wer nicht an andere glaubt, wird finden, daß sie auch nicht an ihn glauben.

Wer den Himmel beleidigt, hat niemanden, zu dem er beten kann.

Die Zunge, die nachgiebig ist, dauert aus. Die Zähne, die unnachgiebig sind, dauern nicht aus.

Wer sich selbst sehen (erkennen) kann, ist heiligsichtig.

Es ist keinem Manne möglich, andere zu lehren, was er seine eigene Familie nicht lehren kann.

Du kannst dir kaum in einem Jahr einen Freund machen, aber du kannst ihn leicht in einer Stunde beleidigen.

Diejenigen, welche die Wahrheit wissen, sind jenen nicht gleich, welche die Wahrheit lieben. Und jene, welche die Wahrheit lieben, denen nicht gleich, die Freude in ihr finden.

Die Freude, Gutes zu tun, ist die einzige Freude, die sich nicht erschöpft.

Die Grundsätze großer Menschen erleuchten das Weltall.

Betrage dich gegen jedermann, als ob du einen großen Gast empfindest.

Wo es einen Mann gibt, der nicht arbeitet, oder eine Frau, die nicht spinnt, wird irgendwer im Reiche Hunger oder Kälte leiden. (Chinesisch.)

Alles, was wir sind, ist das Ergebnis dessen, was wir gedacht haben.

Was ist Güte? Einklang des Willens mit dem Gewissen. Edle Gedanken sind der beste Wohlgeruch.

Wie oft auch hinweggetrieben: der Hund der Luft kann nicht ablassen, immer wieder zurückzukehren.

Alles auf Erden ändert sich, aber das Herz einer Nation ändert sich nicht.

Die besten Reiter tun die schwersten Fälle.

Der Dieb ist Donnererschlag.

Wenn der Narr ein ganzes Leben lang dem Weisen gesellt ist, wird er dennoch so wenig von der Wahrheit schmecken als ein Löffel vom Geschmack der Suppe. (Japanisch.)

Vom Opfern und Auferstehen.

Frauengedanken zum Ostersfest.

Hat es Sinn, über Ostern noch vom Frauenstandpunkt aus etwas zu sagen? Sind nicht Feste wie dieses Allgemein-gut und wird nicht über ihr Wesen und ihre Bedeutung schon genügend geredet und geschrieben? Und endlich, die wichtigste Frage von allen: Ist all' dieses Reden und Schreiben nicht mehr oder weniger zwecklos? Hat nicht längst das Drum und Dran, das Äußerliche, den eigentlichen Kern längst über-wuchert, ist nicht die Lebenssache — etwa das neue Kleid, der Osterausflug — ist nicht dies alles längst der Hauptinhalt des Festes geworden, über dem seine eigentliche Bedeutung in Vergessenheit geraten ist oder aber Tausenden von uns nichts mehr zu sagen hat? Es geht uns mit Ostern so wie mit Weihnachten: Die Begeisterung ist leider vielfach Selbst-zweck geworden, das Schenken und Beschenktwerden, das Tafeln, die Vergnügungen und vieles andere, das alles hat sich immer mehr erweitert und vermehrt und nimmt die Menschen so in Anspruch, daß kaum ein flüchtiges Gedenken für den eigentlichen Inhalt übrigbleibt. Daran ändert auch die Tatsache nichts, daß viele, die es sonst nicht zu tun pflegen, wenigstens in diesen Tagen einmal den Weg ins Gotteshaus finden — in den meisten Fällen geschieht das mehr aus Gewohnheit und Konvention als aus wirklichem Bedürfnis, und wenn man einmal feststellen könnte, wieviele Menschen wirklich den Versuch machen, sich in den inneren Gedanken dieses Festes zu vertiefen, so würde das Resultat un-gleich traurig und beschämend sein.

Und doch ist der Begriff „Festtage“ etwas ganz anderes, als was wir gemeinlich aus ihm — machen. Man darf nicht immer Feiern und Vergnügen verwechseln oder identifi-zieren. Feiern soll auch Ausrufen sein. Und das Ausrufen soll nicht nur im „Ausklaffen“ bestehen, auch nicht nur im Umherstreifen in der Natur, so schön das auch ist. Selbst damit, daß wir uns innerlich einmal vom Alltags lösen, alle Tages-, Berufs-, Existenz-, Arbeitsorgen bewußt und gän-zlich von uns werfen, ja, selbst damit ist es noch nicht getan, ist die eigentliche Bedeutung des Begriffs „Feiertage“ noch nicht erschöpft. Feiern heißt noch mehr: Feiern heißt auch Sichbestimmen und Einsicht halten und in der allgemeinen Be-deutung des Festes eine Beziehung zum eigenen Leben suchen, die uns Antwort geben kann auf so vieles, was als Frage und Zweifel in uns liegt. — Kann man das? Hat Ostern uns etwas zu sagen, auch wenn wir nicht kirchlich-religiös einge-setzt sind, auch wenn uns, — ob mit, ob ohne unsere Schuld, sei dahingestellt — die Predigt des Geistlichen in der Kirche oder der geistliche Gedankenartikel in der Zeitung nicht das zu geben vermag, was wir brauchen und suchen? Und was hat Ostern insbesondere uns Frauen zu sagen? Die Antwort ist nicht schwer. — Frauen haben an und für sich noch mehr das — vielfach unbewußte — Streben, nach einem seelischen In-halt der Feste zu suchen. Gerade der Ostergedanke hat uns Frauen sehr viel zu geben, und zwar in beiden Richtungen, Ostern als Naturfest und Ostern als religiöses Fest gesehen. Die zwei Hauptgedanken des Ostersfestes sind es, die in der Frauenseele ein Echo wecken. Der Gedanke des Sichopferens für andere und der Gedanke der Auferstehung. Das Leiden aus Liebe, das Sich-Aufopfern für anderer Schuld, das Sich-selbstvergessen im Leben für andere, es ist Frauenschicksal und Frauenlos; die Duldergestalt des Nazareners aber, der nie müde wurde, andere zu lieben, der Trauernde tröstete, Hil-flosen half, aber auch mit Fröhlichen froh war, der nie an sich selber dachte und seiner selbstgewählten Aufgabe treu blieb, bis zum Ende, der arm war und doch reich, schwach und doch stark, elend und doch zuletzt ein Sieger, weil die unsterbliche Liebe und Geduld in ihm lebten, die immer wieder ihre Au-ferstehung feiern. Von dieser stillen Gestalt geht Leuchten und Wärme aus für uns Frauen, eine Hilfe und ein Halt für unseren eigenen Weg und eine Hoffnung und eine Gewißheit, daß auch unser Opfer und unser Verzicht, unser Leiden und unser Lieben nicht vergebens sein wird, wenn wir es nur mit ganzer Seele tun, nicht umsonst, und wenn es auch oft vergeb-lich scheint.

Und der Auferstehungsgedanke? Hat er nicht tiefe Be-deutung gerade für uns, für uns Mütter namentlich, die wir uns in unseren Kindern erneuern, die wir uns geistig und förderlich in ihnen wiederkehren sehen? Jede Geburt ist ein Gehen durch den Tod, ein Versinken in Dunkelheit, dem eine

selige Auferstehung folgte. Und wir wissen, daß unser Geist und unsere Art, die wir unseren Kindern mitgeben, weiter-lebt in der Kette der Geschlechter, daß wir nicht sterben, mag auch unser Leib zerfallen, so wie die Natur sich in diesen Oftertagen ringsum uns wieder erneuert und aufersteht, ob sie auch gestorben schien.

Den Tod überwinden durch das Opfer, das Dasein, nicht für sich, sondern für andere — und die Auferstehung gewin-nen durch das Leben anderer — das ist die Osterbotschaft für die Frau, und selbst, wer sie hört!

Räthe Brustat-Schneidermann

Der Osterhase.

Der Osterhase hat sie gelehrt, geht und sucht sie!“, so ruft die Mutter ihren Kindern zu, die sich dann beglückt auf die Suche nach den bunten Eiern aufmachen. Was hat aber der Hase dabei zu suchen? Wieso tritt er an die Stelle der Sonne? Wir müssen weit in der Geschichte zurückgehen, um für den Ursprung dieses Brauches eine Erklärung zu finden, bis dahin, wo unsere altgermanischen Vorfahren das Fest der Frühlings- und Lichtgöttin feierten. Der Kampf des dahin-schwindenden Winters mit dem heranbrausenden Frühling war ihnen ein Symbol des Kampfes zwischen Tod und Leben. Das Leben war siegreich, und die Feste, die um die Frühlings-Tag- und Nachtgleiche gefeiert wurden, galt der Verherrlichung des Lebens. Wo Leben ist, da ist auch Fruchtbar-keit. Darum traten bei den Frühlingsfesten bald der Hase und das Ei auf, beide als Symbole der Fruchtbarkeit. Im Gertrudstag, dem Tage, der der Göttin der Fruchtbarkeit ge-weiht war, färbte man die Eier rot, welche die Farbe des Lebens war und es hieß, daß der Hase als das fruchtbarste Tier sie gelegt habe. In Niedersachsen lebt eine alte Sage fort, die von der „Mutter Rose“ erzählt. Hasen blühen ihr Gefolge, zwei Hasen halten ihre Schleppe, zwei andere tragen Lichter voran. Nach altem Volksglauben wird der Hase mit der Geburt in Verbindung gebracht; bei Altenbrak im Ober-harz ist ein Teich, der Halenteich genannt wird, und der, wie die Legende erzählt, der Sitz der ungeborenen Kinder ist. So ist es gekommen, daß der Hase für kurze Zeit unsere brave Denne verdrängt und ihr die Mühen des Eierlegens ab-nimmt.

Hauswirtschaftliches.

Frühlings- und Ostergerichte.

Frühlingsklößchen (als Suppeneinlage). Zu der Masse von acht in Milch geweichten Semmeln gibt man einen klei-nen Teller voll halbweich gedämpfter, bezw. eingemachter Möse, junger Erbsen und ganz feingehackter Karotten, tut zwei Eier, einen Löffel zerlassene Butter, feingewiegte Peters-ille und Zwiebel, und wenn nötig, noch etwas Semmelbrösel dazu, worauf man die Masse zu kleinen Klößen formt, die man in Salzwasser kocht.

Osterlammbraten auf Wildart. Man nimmt hierzu den Rücken eines jungen Lammes, sticht die Haut davon ab und reibt ihn von allen Seiten mit folgendem Gemisch ein: Schalotten, etwas Majoran, Rosmarin und zwei bis drei Lorbeerblätter, dies alles fein gehackt, Pfeffer, Kestten und vier bis fünf getrocknete Wacholderbeeren, gießt dann halb Essig und halb Rotwein hinzu und läßt das Fleisch darin unter öfterem Begießen drei bis vier Tage liegen. Es wird alsdann gepökelt unter fleißigem Begießen ein- bis anderthalb Stunde gebraten. Die Lunte wird mit Mondamin gebackt und mit saurer Sahne schmackhaft gemacht. Man kann das Lammfleisch anstatt in die obige Weise, auch vier bis fünf Tage in saure Milch legen und füllt dann beim Braten etwas Senf an die Lunte.

Lammfleisch mit Kaven und Sardellen. Das Fleisch wird in kleine viereckige Stücke geteilt, gewaschen und nebst einigen Kestten, Lorbeerblättern, ganzen Zwiebeln, Muskat-Blüte und etwas Majoran, in kochendes Fett gelegt, eine Weile darin geschmort, etwas kochendes Wasser und Salz hin-zugegeben und fest zugedeckt langsam gekocht. Wenn es beinahe gar ist, was ungefähr nach einer Stunde der Fall sein wird, gibt man weißgeschwittes Mehl, Zitronenschalen ohne Kerne, Kaven und etwas Wein hinzu, und rührt erst beim Anrich-ten einige feingehackte Sardellen durch, weil diese durch Kochen ihren Wohlgeschmack verlieren würden. Man kann das Frikassee mit einem Reisrand anrichten.